

Eiwei — zwischen die Stühle gesetzt!

Bemerkungen zu den Bochumer Film- und Theater-Gesprächen am runden Tisch

Am runden Tisch haben schon manche gegessen und geplaudert. Der runde Tisch gilt als demokratisch, da der Außenstehende nicht erkennen kann, wer der leitende Kopf ist, wenngleich sich dies nach kürzerem Gespräch bald ergibt. Da also der runde Tisch geeignet ist, die Talente des einzelnen auf natürliche Art zur Erscheinung zu bringen, liebe ich ihn.

Eben deshalb berührte es mich sympathisch, als Bochums „Literarische Gesellschaft“ zu einem Rundgespräch einlud, das im Festsaal des Rathauses dem Thema „Theater und Film“ gewidmet sein sollte. Anlaß war die Anwesenheit Helmut Käutners, der gegenwärtig für die Bühne der Stadt Bochum Jean Anouilh's Theaterstück „Die weiße Taube“ inszeniert. Sein Antipode war, in aller Freundschaft, Hans Schalla, aber das konnte man vorher nicht wissen, denn, wie gesagt, der runde Tisch läßt alles offen und gibt jedem seine Chance. Drei weitere Herren, von der Organisationsseite und von der kritischen Sparte, nahmen ebenfalls Stühle ein; einer blieb (es stand schon in der Einladung) für weitere interessierte Gesprächspartner offen. Sehr spät nahm ein Herr von der Presse ihn, eher nolens als volens, ein. Inzwischen hatte man allerdings den runden Tisch entfernt, um mit den Mündern näher ans Mikrophon zu rücken und, bei aller Intimität, dem zahlreichen Publikum verständlich zu werden.

Man möge verzeihen, wenn ich die Umstände vielleicht ein wenig zu wichtig nehme, aber was soll man anders tun, wenn das Gespräch als solches einen nicht gerade überwältigt hat und andererseits doch ein nettes Quentchen Charme darüber lagerte, den, allem Anschein nach, die Anwesenden zu schätzen wußten.

Zwei kühne Behauptungen entrannen dem Munde Helmut Käutners. Nachdem er berichtet hatte, daß die Italiener ihre neorealistischen Filmszenen zwar von Laien darstellen, sie aber von Schauspielern nachsprechen lassen (also in der eigenen Sprache synchronisieren), stellte er die Behauptung auf, daß es Schauspieler gebe, die mit fremder Stimme besser wirken! Das behaupten, heißt einen ganzen Schwarm von widersprechenden Gefühlen beim Zuhörer hervorrufen. Wie oft hat der denkende Filmbesucher sich nicht darüber geärgert, daß die Synchronisation eines ausländischen Films ihn des Genusses beraubte, die Originalstimme zu hören (man braucht nur an den Film „Vulcano“ zu denken, in dem nur ein einziges Mal die ganze Magnani auftönt, nämlich in der

Hafenmarktszene, wo sie mit eigener Stimme eine Canzonetta singt, während sonst eine anonyme Frauenstimme die Leidenschaft Annas ununterbrochen dementiert).

Was ist Maurice Chevalier ohne sein eigenes Organ, was Tito Schipa ohne seinen intelligent-musikalischen Gesangton? Was wäre, endlich, Zarah Leander ohne ihre tiefdekolletierte Stimme?

Gewiß, es gibt ein Gegenbeispiel, das nämlich der Söderbaum, deren Organ — je länger, je mehr — in tiefer Bewußtseinspaltung mit ihrem Körper unidentisch wird.

Daraus allerdings den Schluß zu ziehen, man müsse beides — im Film — trennen und neu komponieren, will dem Laien ein wenig viel erscheinen. Doch da Helmut Käutner die Gefühle der Anwesenden nun einmal verwirrt hatte, war es nur konsequent, daß er noch einen Schritt weiter ging und auch noch das Gruseln lehrte: er erzählte von der meisterhaften Darstellung einer Filmschlußszene, bei der die Kritik das wundervolle stumme Spiel einer Dame am Fenster rühmte — einer Schauspielerin, die nichts anderes gewesen war als eine Puppe . . .

Doch noch eine andere kühne Behauptung stellte Helmut Käutner auf, darin aufs getreueste sekundiert von Hans Schalla, dem Intendanten. Er sagte, daß man tausend Theaterstücke nach dem Kriege habe lesen können, ohne einem einzigen deutschen Theaterautoren zu begegnen.

Das Wort tausend klingt nach tausendund-eine Nacht (in denen man sich vornahm, etwas zu lesen, es aber doch vorzog, zu schlafen — dabei sei dahingestellt, ob es infolge Übermüdung oder Langweile geschah). Ich glaube, es war in den meisten Fällen Übermüdung, sonst hätte die ständige Klage leitender Theaterinstanzen, man „komme zu nichts“, keinen Sinn. Da nun bei solchem Zu-nichts-Kommen die Lancierung der fälligen Premiere stets das Blutnotwendige ist, muß alles andere zurückstehen, vor allem jene lästigen, nicht einmal richtig gedruckten Bühnenstück-Leseexemplare, von denen alle Leute sagen, es sei ja doch nichts Gescheites dabei.

Oh, hochgeehrte Herren vom runden Tisch, vom Film haben wir oben gesprochen, sprechen wir nun ein ganz klein wenig vom Theater, denn es ist ja der Mutterboden des Films. Auch Helmut Käutner hat — siehe seine Bochumer Arbeit — zu ihm zurückgefunden, nachdem er sich vom Film und der Film sich von

ihm zurückgezogen hat. Ich möchte den Dramaturgen sehen, der Kleists „Amphitryon“, würde er heute im schäbigen Mäntelchen des „Leseexemplars“ vom Autoren Fritz Schrebermann angeboten, akzeptierte. Kleist, der Arme, der Ärmste — zu seinen Lebzeiten ernährte das Theater ihn nicht, heute aber ernährt er das Theater.

Oder etwas anderes. Die Bühnenverleger singen das gleiche Lied: lieber einen Franzosen ungelesen kaufen, denn den . . . nimmt das deutsche Theater schon . . . ungelesen. Ich höre die Erwiderung, aber um zu überzeugen muß man ein wenig übertreiben, so wie der Schauspieler auf dem Theater (nicht der im Film!).

Hochgelahrte Herren vom runden Tisch, ich prophezeie euch ein schreckliches Erwachen. Eines Tages wird doch dieser so hartnäckig verleugnete Theaterautor, dieser deutsche Theaterautor, da sein, aber sagt dann um Gottes willen nicht, ihr hättet ihn entdeckt. So wie Bernard Shaw jahrelang herumlaufen mußte, um sein erstes Stück loszuwerden, bis er es endlich in einem kleinen polnischen Städtchen placieren konnte, so mußte auch Pirandello warten, bis „Sechs Personen suchen einen Autor“ ganz plötzlich alle seine Stücke theaterfähig (!) machten und das deutsche Theater in zwei Spielzeiten nicht weniger als 35 verschiedene Stücke seiner Feder herunterspielte und den Autor Pirandello damit auf zwanzig Jahre (bis auf den heutigen Tag) tötete. Entweder alles oder nichts, das ist leider noch die deutsche Parole — trotz aller runden Tische; schon Hermann Harry Schmitz, der blutjung verstorbene Düsseldorfer Dichter, wußte und schrieb: „Sie schaukelten das Kind in der Wiege so stark, daß es im großen Bogen zum Fenster hinaus flog.“

Wir haben immer den „Run“, obwohl dies gar kein deutsches Wort ist. Sind die Franzosen dran, so sind sie dran, koste es was es wolle, und sie müssen zu ihrem eigenen Erstaunen die entferntesten Schubladen auskramen. Das Entdecken neuer deutscher Autoren bleibt jenen Theatern vorbehalten, die man gern über die Schulter ansieht. Sie sind es, die den Schild der echten Autorensuche hochhalten.

Meine Herren vom runden Tisch, es war ein Stuhl freigehalten worden, aber er wurde bereits besetzt, wie berichtet. Wenn der Referent trotzdem nachträglich noch Platz nehmen wollte, mußte er sich logischerweise zwischen die Stühle setzen. Hans Schaarwächter